

Strukturkrise in Japan: Kritische Zeiten für die Japanologie?

Wo auch immer der japanische Premierminister und seine Kabinettskollegen in den letzten Monaten das Pakt der internationalen Diplomatie betreten, mußten sie sich Lektionen über ungemachte Hausaufgaben gefallen lassen. Ob Asienkrise, Yen-Schwäche und Handelsbilanzüberschüsse, Arbeitslosigkeit oder kollabierende Finanzinstitutionen, der schwarze Peter wurde der politischen Führung und ihren fehlenden wirtschaftspolitischen Visionen zugeschoben. Vergleiche Hashimotos mit dem USA-Präsidenten Herbert Hoover, der kraft- und tatenlos die amerikanische Nation in den 1930ern in die Depression führte, sind in Japan auch schon vernommen worden. Ungeachtet aller makroökonomischer Bedingungen werden *uni sono* verstärkte Regierungsausgaben, Exportbeschränkungen, Deregulierungs- und Stabilisierungsprogramme für den Yen gefordert.

Der Eindruck einer initiativlosen Wirtschaftsführung ist wohl nicht angebracht. Eine Serie von gigantischen Stimulanzpaketen, die mit erheblichen Opfern an einen konsolidierten Staatshaushalt ausgeschüttet wurden, der seit den späten achtziger Jahren rapide fortschreitende Abbau der Arbeitszeiten, neue Beschäftigungsmodelle, die Einführung der Pflegeversicherung, die Marktöffnung für Sektoren wie Telekommunikation und Großhandel sowie fortschreitende Bemühungen um Liberalisierung der Kapitalmärkte zeugen von dem Willen in Japan, sich auf die Anforderungen des globalen Kapitalismus vorzubereiten. Die im Zentrum aller Probleme positionierten „faulen“ Kredite der maroden Finanzinstitute aber warten immer noch auf eine politische Lösung. Unterdessen produziert die Bankenkrise Auswirkungen, die kaum jemandem gleichgültig sein können.

Weder den asiatischen Nachbarländern, deren ökonomisches Wachstum mit japanischen Investitionsmitteln und Absatzerleichterungen nach Japan unter einem starken Yen finanziert wurden, noch den transpazifischen Handelspartnern, die mit wachsendem Unbehagen auf die japanischen Exportüberschüsse reagieren. Weder den Hostessen und ihren *mama-san* in Tokyo, die über 30-prozentige Umsatzeinbußen klagen, noch den Auslandsstudenten in Japan, die die heimischen Währungskrisen im Sog des fallenden Yenn mit steigenden Lebenshaltungskosten belastet, während immer weniger Stipendien von der öffentlichen Hand ausgegeben werden. Daß auch die Japanologie von der Krise nicht unbeeinträchtigt bleibt, liegt auf der Hand. Einerseits sinkt mit dem Prosperitätsgrad der japanischen Wirtschaft das Anreizpotential für Studierende, sich auf das anspruchsvolle Studium der Japanologie und das mühsame Erlernen der Sprache einzulassen: Die Konsequenzen für eine universitäre Systemlogik, in der Effizienz mit Hörerzahlen pro Veranstaltung oder mit Absolventen pro wissenschaftlicher Mitarbeiterstelle hochgerechnet wird, sollen hier

nicht ausgemalt werden. Andererseits fließen weniger Sponsorengelder aus Japan in die japanologischen Institute, deren Arbeitsspektrum nicht unmaßgeblich durch diese Form der Drittmittel erweitert werden konnte. Im Falle von Stipendien für Austauschstudenten, von Fördermitteln für Bibliotheken oder Gastprofessoren, von Finanzierungszuschüssen für Forschungen oder Konferenzen, heißt es vorsichtig Abschied nehmen von eingespielten Vorgehensweisen und neue Wege der Mittelakquisition zu suchen.

Sollten Sie, geneigte Leserschaft, nach Hartwig Handsurs originellem Artikel zu „Harakiri“ und den „Geisha“-Ausführungen in der letzten Ausgabe nunmehr den Eindruck haben, daß wir die finanzielle und institutionelle Krise in der Forschungsunterstützung durch eine etwas eigenwillige Form von Produktplacement zu kompensieren versuchen, dann müssen wir diesem energisch entgegenreten. Erstens hätten wir wenig Bertührungsprobleme mit direkten (sprich bezahlten) Werbeeinschaltungen, zweitens handelt es sich bei diesen Artikeln um ernsthafte japanologische Forschung, und drittens kommen wir damit unserem Versprechen nach, auch den Nachwuchsstimmen aus der japanologischen Ausbildung ein Forum bieten zu wollen. Als weiteren Beitrag aus der japanologischen Forschung enthält dieses *Minikomi* eine aktualisierte Reflektion von Klaus Antoni über die japanische Kulturdebatte, die angesichts der strukturellen Krise in Japan, internationaler Abhängigkeiten und der Redefinition einer asiatischen Identität zusätzliche Brisanz erhalten hat.

Nachwuchsförderung spielt auch an der Japanologie der University of California eine wichtige Rolle: Barbara Holthus war als Teilnehmerin beim fünften DissertantInnen-Workshop zum Thema „Populärkultur“ zu Gast und berichtet über die Arbeit der Teilnehmer. Alle weiteren Beiträge sind textbezogen: Okada Kimio stellt einige der Bücher vor, die er als Lektürestoff und Diskussionsgrundlage im Japanisch-Unterricht verwendet. Quergelesenes gibt es auch von Robert Triendl und Wolfgang Herbert mit Rezensionen zu zwei interessanten Neuerscheinungen des letzten Jahrs. Wolfram Manzenreiter stellt in einem Abstract seine Dissertation zum japanischen Alpinismus vor.

Apropos Vorstellung: Das Institut für Japanologie, damit auch unsere Redaktion, zieht um und wird sich Anfang Oktober in den neuen Räumlichkeiten im AAKH-Campus der Öffentlichkeit präsentieren. Die Vorbereitungen für ein informatives wie unterhaltsames Veranstaltungsprogramm sind im Gange. Wir werden Sie auf dem Laufenden halten.

Wolfram MANZENREITER